Die grosse Hemmung [Fortsetzung]

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 34

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639855

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 21. August

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Zwei Gedichte von Rudolf Trabold.

Meine Mutter.

Die Mutter mein
Trägt eine Sorgenkrone.
Auf dem Throne der Schmerzen
Sitzt meine Mutter.

Die Mutter mein
Hält fürstlich Hof
Im Tale der Leiden.
In schlaflosen Nächten
Die Vasallen des Grams
Getreu sie umgeben. —
Und beim Morgengrauen
Weckt sie ihr Kanzler: Die Arbeit.

Die Mutter mein
Schmückt der Kummermantel
Uebersät mit Tränen.
Meine Mutter ist reich,
Unermeßlich reich, an Liebe. —

Bern.

Du stolzes Bern, mit deinen Laubengassen,
Mit deinen kühnen Brücken, Vaterstadt,
Wer dich so ganz ins Herz geschlossen hat
Wie ich, kann dich zu preisen nimmer lassen.

Geliebte Stadt, vom Aareband umschlungen,
Aus grünen Hügeln winkst du mir zu;
Ich weiß es wohl, in dir nur find ich Ruh,
Wenn ich im fremden Land mich müd gerungen.

Du altes Bern, im Bergland meiner Träume,
Was deutest du mit deinen Türmen mir?
Was flüstern deine mächt'gen Lindenbäume?

Das Märchen ist's aus meinen Kinderjahren,
Das ich im Knabenglück erlebt in dir,
Und auch das Leid, zu dem ich dort geboren.

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold. 3

Die folgenden Tage las Madame Balandrau die Zeitungen, die ihr Mann brachte, so vollständig, wie sie es noch nie zuvor getan. Was sie nicht verstand, das ließ sie sich von René erklären. Die Situation wurde täglich ernster und am Freitag sagte Balandrau mit finster zusammengezogenen Brauen:

„Nun glaube ich nicht mehr, daß sich der Friede halten läßt, denn die Deutschen wollen absolut den Krieg."

Sie fuhr erregt auf: „Nein, das ist nicht wahr, wir wollen den Krieg nicht, unser Kaiser will ihn nicht und gibt's nie zu!"

Er sah zu ihr hin und ein Funke sprühte aus seinen Augen als er rief: „Jetzt hör mir auf, immer von „unserm Kaiser" zu schwatzen, mich geht dein Kaiser nichts an und du hast ebenfalls nichts mehr mit dem zu schaffen! Dessen Doppelzüngigkeit kennen wir nun, aber leider zu spät. Ich war auch so ein Esel, an ihn zu glauben."

So hatte sie ihren Mann noch nie reden gehört und seine Augen niemals so funkeln sehen. Es war ihr, der Ton seiner Stimme müsse sie zu Boden schmettern, und sie wagte keine Silbe zu erwidern. Eine Blässe stieg in ihr Angesicht, als wolle sie eine Ohnmacht befallen. Es sauste in ihren Ohren, es umschnürte etwas ihr Herz, als sollte es nicht mehr schlagen dürfen.

René durchmaß das Zimmer mit einigen Schritten und achtete nicht seiner Frau, die ihn mit starren Blicken verfolgte. Als er vor ihr stehen blieb und sie ansah, erschrak er über ihr Aussehen. Es kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß er sie mit seinen Worten schwer verletzt hatte. Mit einer heftigen Bewegung schloß er sie in seine

Arme und bat mit leidenschaftlichen Worten um Verzeihung. Sie konnte ihm gar nicht antworten, sie schloß nur die Augen und war glücklich darüber, daß er sie so seiner Liebe versicherte, denn es fuhr ihr vor einem Augenblicke durchs Gehirn, er hasse sie plötzlich, weil sie eine Deutsche sei, weil sie noch den Glauben an den Kaiser besaß, der in diesen letzten Tagen bei ihr durchgebrochen und stark geworden, ohne daß sie sich dessen recht bewußt geworden.

An diesem Abend legte René eine so leidenschaftliche Zärtlichkeit an den Tag, die sie ihm nie zugetraut hätte, denn er war nie übertrieben gewesen mit seinen Liebesbezeugungen. Dies brachte sie in eine glückliche Bestürzung. Obschon sie ihm nicht das Geringste nachtrug, versicherte er sie immer wieder von neuem seiner Liebe, küßte sie und flüsterte ihr zu:

„Hilda, sei mir nicht böse, ich könnte es nicht ertragen, ich bedarf jetzt deiner Liebe mehr wie je! Verzeihe mir die Heftigkeit, verzeih sie mir ganz, begreife meine Aufregung, aus der alles entsprungen, denn ich bin voller Angst für die Zukunft, für unsere Zukunft und für die meiner geliebten Heimat vor allem! Wenn wirklich ein Krieg ausbrechen sollte, dann ist es ein schrecklicher Krieg, ein Krieg, wie noch keiner über die Erde ging, zu Wasser, zu Land und in den Lüften. Aber nein, nein, nein, es darf nicht geschehen — ah, es wäre ja ein zu fürchterliches Völkermorden!"

Sie umklammerte ihn mit jedem Worte, das er sprach, inniger, als nahe sich das Ungeheure, von dem er sprach, wirklich, und wolle ihn ihr rauben. Auch in ihr Herz war ein Windstoß gefahren und brachte die Glut zur lohenden Flamme. Als hänge die Gefahr nur von seinem Glauben oder Nichtglauben ab, rief sie:

„O René, glaube mir, es wird nicht zum Krieg kommen! Glaube mir — o —"

Doch, sie konnte nicht weiter reden, sie schlang nur ihre Arme noch enger um ihn, herzte und küßte ihn und dabei rannen ihr die Tränen über die Wangen, die er noch nie in ihren Augen gesehen hatte.

Als Balandrau am folgenden Tage in die Fabrik kam, sprach man von nichts anderem als von der bevorstehenden Mobilisierung. Daß diese beschlossene Sache sei, daran zweifelte auch er nicht mehr, aber er sagte sich und andern zur Beruhigung, Mobilmachung ist noch immer kein Krieg. Nach dem Mittagessen ging er gleich wieder in die Fabrik, schien aber ruhig und guter Dinge, scherzte mit Hilda und versprach, früh heimzukommen. Um 6 Uhr kam er auch schon, und während sein Frauchen noch mit dem Nachtessen beschäftigt war, sah er seine Ausrüstung nach und fand alles in bester Ordnung.

Nach dem Abendbrot wünschte er mit ihr einen Spaziergang zu machen. Sie wanderten zusammen über den Hügel. Heuduft lag in der warmen Luft, kein Lüftchen ging und der Abend war schwül. Er erklärte ihr:

„Je länger ich darüber nachsinne, desto stärker wird meine Ueberzeugung, daß es unmöglich zum Krieg kommen kann. Man wird mobilisieren und zur Einsicht kommen, daß der Krieg ein Wahnsinn wäre. Deutschland mit seinem unvergleichlichen Handel, seiner großartigen Industrie hat allen Grund, den Frieden zu erhalten, denn, wenn es diesmal losgehen würde, dann bliebe England sicher nicht abseits wie anno siebzig. Keine der Nationen leidet Mangel, im Gegenteil, alle sind sie nur zu reich. Ein Kriegsgrund liegt gar nicht vor, es wäre einfach Mutwille von Deutschland, denn wir erklären natürlich den Krieg nicht, die Kammern würden es nie tun. Es kommt mir im Augenblick Deutschland vor wie eine riesige Studentenverbindung, die mit ihren Degen rasselt und Miene macht, alle Welt zum Zweikampf herauszufordern, weil irgend ein krasser Fuchs einen Couleurbruder schief angesehen. Ja, so scheint es mir, nicht anders. Aber es wird so gehen, wie ich es in München einmal miterlebt habe: Der Präses zieht sein Rapier, schlägt damit auf den Tisch, daß alle Bierhumpen zu wanken beginnen und ruft Silencium!"

Hilda konnte ihn nicht verstehen, und obschon er noch etwas Lustiges beifügte, um sie zum Lachen zu bringen, lachte sie doch nicht, denn sie hatte das Gefühl, seine fröhliche Stimmung sei nicht natürlich.

Sie gingen auf dem Feldwege; auf der Straße, die sonst so still lag, sausten seit gestern ununterbrochen Automobile hin und her, und das erschreckte sie. Als sie das kleine Tal durchschritten und am Ende ihres gewöhnlichen Weges ankamen, da wünschte René über den zweiten Hügel zu steigen, er wartete ihre Zustimmung gar nicht ab, sondern wanderte weiter mit ihr. Oben angekommen, blieben sie einige Minuten stehen, um dort unten das ungewöhnlich rege Leben des Dorfes zu betrachten. Er zog sie am Arme:

„Komm, wir wollen nicht wieder zurück, sondern ins Dorf hinunter, sicher ist die Mobilisierung angekündet."

Um 8 Uhr waren sie vor der Mairie, wo eine Masse Menschen herumstanden. René hatte nicht falsch geraten, die Mobilerklärung war seit einer Stunde angeschlagen. Er las sie laut mit leuchtenden großen Augen, sie aber konnte kein Wort lesen, so flimmerte es ihr vor dem Gesichte.

Nun sprach ein Bekannter ihren Mann an. René grüßte so ruhig und heiter, als wäre nichts geschehen. Sie konnte es kaum fassen, es schien ihr nichts anderes, als der Krieg sei schon erklärt worden, obschon sie von allem kaum ein Wort behalten hatte. In einem kurzen Zeitraum kamen mehrere Automobile vorbeigefahren, eines hielt an, es war das des Fabrikarztes. Der Doktor stieg aus, grüßte sie und ihren Mann, aber sie wußte ihm kein Wort zu erwidern, als er nach ihrem Befinden frug, sondern gab ihm nur mechanisch die Hand. Als auch er den Anschlag gelesen hatte, bat er sie, miteinzusteigen, und sie fuhren zur Fabrik zurück, wo sie beim Doktor zu einer Erfrischung eingeladen wurden.

Die Gattin des Arztes jammerte, Hilda wußte ihr kein Wort des Trostes zu sagen, obschon es ihr immer auf den Lippen schwebte: Es gibt keinen Krieg, denn unser Kaiser will ihn nicht. Aber sie verriet sich nicht, es schien ihr, René halte ihre Zunge mit unsichtbarer Hand fest.

Nun besprachen die Männer, wann und wo sie sich zu stellen hätten. Jetzt erst erinnerte sich Hilda, daß ihr Mann ja Reserveoffizier war. Es wollte ihr schwarz werden vor den Augen. Die Doktorsfrau jammerte und wischte sich die Augen, da sagte aber der Arzt:

„Voyons, voyons! Nimm dir ein Beispiel an Madame Balandrau, die ist anders tapfer als du."

Aber René fühlte wohl, was in seiner Frau vorgehen mußte und verabschiedete sich bald. Als sie endlich allein auf der Straße waren, da fing Hilda zu schwanken an, denn ihr wollten die Sinne schwinden. Balandrau sprach mit lieben Worten auf sie ein und hielt sie, sonst wäre sie gestürzt. Sie wußte nicht, wie sie heimgekommen, aber endlich standen sie vor dem Hause und Hilda atmete tief auf, als wären sie nun unter Schirm und Schutz.

IV.

René sprach in so selbstsicheren Worten zu seiner Frau, daß sie endlich doch an das glauben mußte, was er sagte, nämlich, die Mobilisation sei noch lange keine Kriegserklärung und man dürfe nicht so schnell jede Hoffnung zum Guten aufgeben. Aber er selbst glaubte nicht an das, was er seiner Frau so überzeugt vortrug. Er tröstete, er habe erst am Montag abzureisen, als wäre das noch eine lange Zeit. Und sie ließ sich wirklich von ihm überzeugen, denn sie glaubte an ihn. So schlief sie diese letzte Nacht noch glücklich und hoffnungsstark an der Seite des geliebten Gatten.

Hilda lag noch in einem tiefen Morgenschlafe, als René sich erhob. Er machte so leise, daß sie nicht erwachte. Er ging hinüber ins Nebenzimmer an den Sekretär und ordnete dort seine Papiere, schrieb Briefe und setzte Telegramme auf. Als Hilda erwachte, war das alles schon geschehen. Sie rügte ihn, daß er sie habe schlafen lassen, er sagte mit einem Kusse:

„Ich habe es nicht übers Herz gebracht, dich aus dem süßen Schlummer zu wecken und benützte die Stille, um alles in Ordnung zu bringen, nun bin ich ganz ruhig."

Morgen. Nach dem Gemälde (1906) von Gottfried Herzig, Bleienbach.

Gleich nach dem Kaffee mußte er in die Fabrik, um die letzten Anordnungen zu treffen, und kehrte nicht vor ein Uhr zurück.

Den ersten schweren Anprall hatte Hilda überstanden, sie konnte die Sachlage ruhiger überdenken. Aber die Haupttriebfeder war doch die Hoffnung, etwas Außerordentliches möchte geschehen, um die Gefahr gnädig abzuwenden und dabei konnte sie nicht anders, als an den Kaiser zu denken, der in ihren Augen eine übermenschliche Kraft zu haben schien, und daß er diese Macht für die Erhaltung des Friedens verwende, das schien ihr außer allem Zweifel.

(Fortsetzung folgt.)

Erntefeste und -gebräuche im Kanton Bern.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Bern, von Hans Freudiger.

O lerne fühlen, welches Stammes Du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin. (Schiller).

Meine Damen und Herren! Versetzen Sie sich in Gedanken in die Sommerszeit, in den Monat Juni, und begleiten Sie mich auf einer Fahrt in den bernischen Oberaargau. Wir fahren mit der Eisenbahn nach Langenthal und wandern von dort zu Fuß nach Bleienbach. Dort wohnt ein alter Jugendfreund, der Landwirt ist und seit zwanzig Jahren das väterliche Gut bebaut. Es ist ein heißer Tag, der letzte im Monat Juni. Morgens um 9 Uhr marschieren wir dem Dorfe zu, treffen unsern Freund mit seinem Sohne und seinen Knechten hemdärmlig vor dem Hause stehend, die einen hölzerne Gabeln und Rechen in der Hand, die andern an lange eiserne Gabeln gelehnt, fragenden Blickes nach dem Himmel schauend. Zu unsern Ohren dringen die Worte, aus dem Munde eines kraftstrotzenden Jungen kommend: „Heute wird's schön Wetter, Vater, der Bodenbauer hat es in der Käserei gesagt und auf seine Wetterprophezeiungen konnte man sich noch immer verlassen. Drum frisch vorwärts ans „Zetteln", die letzten Fuder Heu sollen heute unter Dach. Mutter," schallt es noch in den Hausgang hinein, „heut abend ist „Heuete", mach, daß die „Verhabnen" uns dann gut munden."

Wie ein Bienenschwarm war die Gesellschaft vor unsern Augen verschwunden, nur der Alte blieb zurück. Als er uns erblickte, kam er bedächtigen Schrittes uns entgegen, schüttelte uns kräftig die Hand und hieß uns